

Am 10. November 2018 feierte Hermann Graml seinen 90. Geburtstag. Eine Woche später beging er dieses denkwürdige Jubiläum zusammen mit zahlreichen Weggefährten – Kolleginnen und Kollegen, Freundinnen und Freunden – im Institut für Zeitgeschichte in München. Hier hat Hermann Graml seit 1953 als studentische Hilfskraft, wissenschaftlicher Mitarbeiter und Chefredakteur der VfZ bis 1993, unterbrochen nur von einem kurzen Engagement bei *Free Europe Press* 1958/59, sein Berufsleben verbracht. Seine Arbeit als Historiker setzte er auch nach dem Eintritt ins Rentenalter noch viele Jahre am selben Ort bruchlos fort. Er sei „eine Säule des Instituts und der *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte*, ja der deutschen und internationalen Zeitgeschichtsforschung überhaupt geworden“, schrieb Karl Dietrich Bracher anlässlich des 65. Geburtstags von Graml in einer Würdigung im Oktoberheft 1993 dieser Zeitschrift. 2002 erhielt dieser für sein beeindruckendes Œuvre die Ehrendoktorwürde der Ludwig-Maximilians-Universität. Die Feier zu seinem 90. Geburtstag nahm Graml zum Anlass für einen persönlichen Rückblick auf seine Erfahrungen im Institut für Zeitgeschichte, insbesondere auf die Anfänge der zeithistorischen Forschung und deren generationelle Hintergründe. Die VfZ dokumentieren die Rede ihres langjährigen Chefredakteurs, der am 4. Februar 2019 überraschend verstorben ist, in ergänzter und leicht überarbeiteter Form.

Aus gegebenem Anlass

Hermann Gramls Erinnerungen an die Anfänge des Instituts für Zeitgeschichte

Meine Lieben,

dass ich Sie so formlos und vertraut anrede, bitte ich, mir nachzusehen. Mir ist heute nicht nach Formalitäten zumute, und wenn ich die hier Versammelten ansehe, scheint mir eine Anrede mit Formalkram unpassend zu sein. Zunächst von Herzen Dank für diese schöne Feier und Dank an die Initiatoren, die Organisatoren, die Gestalter und Dank an die Redner, deren Worte mir sehr wohlgetan haben.

Besonderen Dank schulde ich aber über den Anlass hinaus einigen Kolleginnen und Kollegen, die wir erfreulicherweise fast alle heute unter uns haben. Das sind die Direktoren Horst Möller, Andreas Wirsching und Udo Wengst, die mir Wohltaten erwiesen haben, großherzig und großmütig, ohne die ich vermutlich nicht so alt geworden wäre. Da ist Hans Woller, von Freundschaftsdiensten in schwierigen Lebenslagen abgesehen, wäre ich ohne ihn geistig ärmer und ein schlechterer Mensch. Da ist Christian Hartmann, mit dem mich Vieles verbindet und der mir oft selbstlos beigestanden hat. Da sind Georg Maisinger und Ingrid Morgen, deren Freundschaft mir ebenso teuer ist wie ihre nie versagende Hilfsbereitschaft. Da ist Renate Bihl, die nicht nur dienstlich glänzte, sondern auch mit ihrer Menschlichkeit die Herzen wärmt und kräftigt. Da ist Sibylle Benker, die meine Manuskripte – oft wenn es wieder einmal pressierte – bis tief in die Nacht geschrieben hat. Und da ist Wolfgang Benz. Wir sind dienstlich wie außer-

dienstlich eine lange Wegstrecke sozusagen Arm in Arm gegangen. Was diese Freundschaft für mich bedeutet, was sie in mir bewirkt, und wie sie mich bereichert hat, das ließe sich nur in Worten ausdrücken, die uns beide verlegen machen und mitnichten zu dem zwischen uns gewachsenen Umgangston stimmen würden. Daher lasse ich es bei dieser zarten Andeutung bewenden.

Ich möchte die Gelegenheit nutzen, um einmal zu sagen, was ich dem Institut für Zeitgeschichte als Institution verdanke. Das Institut hat mir etwas überaus Kostbares gegeben, nämlich nicht bloß, wie es in den Todesanzeigen immer so schön heißt, ein erfülltes Leben, sondern ein sinnvolles Leben. Als ich im Februar 1953 im Institut anfang, bewegte mich ein sehr persönlich begründetes Interesse. Dazu eine kurze Erklärung: Vom Frühjahr bis zum Herbst 1945 hockte ich in einem Gefangenenlager südlich von Ulm, tagaus, tagein auf hartem Ackerboden, kein Dach über dem Kopf, halb verhungert, halb verdurstet, im Ungewissen darüber, wie und ob die Eltern, der Bruder, die Liebste die letzten Kriegsmonate überstanden hatten, im Ungewissen, ob es noch ein zu Hause gab. Nach fehlgeschlagenen Fluchtversuchen war der Knabe recht deprimiert, dazu niedergedrückt von der Niederlage, oh ja, und andererseits tief verstört durch den Schock, den unsere amerikanischen Bewacher uns beschert hatten, indem sie den Stamm einer herrlichen Linde in unserem Block mit Fotos befreiter Konzentrationslager beklebten. Wenn an manchen Tagen, vor allem an Tagen, an denen es kräftig und anhaltend regnete, der Blick über die zahllosen anderen Elendsgestalten wanderte, regte sich in mir immer stärker der Gedanke: Solltest Du je lebend hier rauskommen, dann musst Du, wenn irgend möglich, herauszufinden versuchen, wie Du und wie wir alle in dieses weit über physische Nöte hinausreichende Unheil reingeraten sind. Die Einsicht übrigens, dass unsere miserable Existenz, die ja Millionen erlebten, zu den nicht unwichtigen Bausteinen einer besseren deutschen Entwicklung gehörte, nämlich als eindrückliche Evidenz einer totalen Niederlage, die alle Formen von Dolchstoßlegenden unmöglich machte, diese weise Einsicht kam mir gewiss nicht schon damals, sondern erst ein bisschen später. Jedenfalls zögerte ich nicht eine Sekunde, als sich zufällig die Chance bot, in einem Institut für Zeitgeschichte zu arbeiten. Wenn irgendwo, so mussten hier Antworten auf meine Fragen zu finden sein.

Nach kurzer Zeit trat jedoch diese Neugier, ohne bis zum heutigen Tag ganz zu verschwinden, in den Hintergrund. Ich wurde vielmehr vom Geist des Instituts angesteckt, und dieser Geist bestand, kurz und banal gesagt, in dem durchaus missionarisch beschaffenen Bewusstsein, durch wissenschaftlich fundierte Aufklärung an der Lösung der Deutschen von ihrer nationalsozialistischen Verblendung mitzuwirken – an der dauerhaften Lösung. Und die Überzeugung, einen Beitrag, sei er auch noch so bescheiden, zur Bewältigung einer Aufgabe von nationaler Bedeutung zu leisten, diese Überzeugung macht den, der sie haben darf, zu einem wahrhaft privilegierten Menschen.

Ich möchte mich heute aber auch noch dankbar an Menschen erinnern, die in den 1950er und 1960er Jahren an der Erziehung des Imports aus der tiefsten schwäbischen Provinz beteiligt waren. Ich hatte ja mit dem Eintritt ins Institut unverschämtes Glück. Im Frühsommer 1869 hat sich der gerade nach Basel beru-

fene Philologieprofessor Friedrich Nietzsche bei seinem Freund Erwin Rhode beklagt, in der schönen Schweizer Stadt gebe es kaum jemanden, mit dem sich eine Unterhaltung lohne. In seiner trostvollen Antwort fand Rhode die hübsche Wendung „Wüste der Kollegialität“. Eine solche Wüste habe ich nicht kennengelernt. Meine Lehrmeister waren an erster Stelle Helmut Krausnick und Hans Buchheim.

Ich hatte mir in den ersten Universitätsjahren einen recht sorglos schwelgerischen Gebrauch der deutschen Sprache angewöhnt, und sowohl meine historischen wie meine germanistischen Lehrer hatten das in meinen Seminararbeiten toleriert. Krausnick brachte nicht die geringste Toleranz für diese Unart auf. Er bestand auf Sachlichkeit, Klarheit und Genauigkeit. Auch bot er fortwährend Beispiele der gewissenhaften und trotzdem intelligenten Interpretation historischer Quellen. Noch heute ist mir eine halbe Stunde im Gedächtnis, in der er mir ein Schreiben des Parteiführers Hitler an einen General der Reichswehr erklärte. Wie er die Sätze, die Hitlers wahre Vorstellung von der Rolle der bewaffneten Macht verrieten, von den Sätzen trennte, die taktisch gemeint, das heißt auf die Gewinnung des Wohlwollens der Soldaten berechnet waren, das führte mir die hohe Schule historischen Einfühlens vor Augen. Er hatte sich ja mit Arbeiten über Holstein und Bismarck einen Namen gemacht, und indem er mich mit Enthusiasmus in solche Studien einführte, weckte er mein lebenslanges Interesse an der Geschichte von Außenpolitik und Diplomatie.

Auch nahm Krausnick bald die erfreuliche Gewohnheit an, mich zuzuziehen, wenn interessante Besucher ins Haus kamen, um interviewt zu werden oder die Bestände von Bibliothek und Archiv des rasch bekannt gewordenen Instituts zu nutzen. So lernte ich nicht wenige kennen, die in den Jahrzehnten vor 1945 eine Rolle gespielt hatten – vom ehemaligen Reichskanzler Franz von Papen über den Gestapokommissar Franz Sonderegger bis zu Generaloberst Franz Halder. Allerdings hatten solche Gespräche auch ihre Tücken: In der Unterhaltung mit von Papen mussten wir uns beide Mühe geben, seinem Charme zu widerstehen und nicht zu vergessen, dass wir es mit jemandem zu tun hatten, der an Hitlers Machtübernahme wesentlichen Anteil gehabt hatte und dem im Sommer 1934 einige seiner engsten Mitarbeiter von der SS weggeschossen worden waren, ohne dass er einen Finger für die Ahndung der Morde gerührt hätte. Immerhin wurde uns klarer, wie es einem Manne mit nur schwach bestücktem geistigen Arsenal gelingen konnte, für einige Zeit erheblichen Einfluss auf Reichspräsident von Hindenburg zu gewinnen. Halder hingegen drohte vor allem mich zu seiner Unterschätzung zu verleiten. Ich hatte mir jemand, der vom Herbst 1938 bis zum Herbst 1942 als Generalstabschef praktisch das deutsche Heer geführt und die Erfolge der „Blitzkriege“ auf seinem Konto hatte, naiverweise – und selber noch etwas kriegerisch gestimmt – als eine martialische Gestalt erwartet. Und dann saß da ein timide wirkendes Männchen, das vornehmlich die Sorge um die Bügelfalten an seiner Hose zu plagen schien. Sonderegger wiederum, zu dessen „Kundschaft“ der 1943 verhaftete Josef Müller, der „Ochsensepp“, gehört hatte, konnte es trotz seiner freundwilligen Gesprächigkeit und seiner beflissenen Kooperationsbereitschaft nicht vermeiden, uns mit jedem zweiten Satz eine Ahnung zu vermitteln,

wie böse es gewesen sein muss, wenn man in die Hände der Gestapo-Schergen geriet. In der Summe aber waren die vielen und vielfältigen Begegnungen ein unschätzbare Lehrgang im kritischen Umgang mit Zeitzeugen.

Wie Krausnick nahm sich Buchheim meiner an. In keinem Lebensabschnitt wissen manche Menschen so genau und so sicher, was die Welt im Innersten zusammenhält und auf welche Weise sich die Gesellschaft und die Nation zu welchem Ziel zu entwickeln haben, wie in den Jahren, die man grob mit dem 18. und dem 30. Geburtstag markieren kann. Handelt es sich bei einem solchen Menschen um einen Geisteswissenschaftler, wie in meinem Fall um einen angehenden Historiker, so findet diese Selbstgewissheit nicht selten darin ihren Ausdruck, dass auf der Basis weniger Quellen und weniger Fakten stolze Thesengebäude gezimmert werden. Buchheim rückte dieser intellektuellen Ungebärdigkeit energisch zu Leibe. In mehreren Fällen sprach er mit mir Elaborate, die ich auf seine Weisung hin angefertigt hatte, Satz für Satz durch und bewies mir aufs Freundschaftlichste und aufs Freimütigste, dass ich nicht brillant formulierte Einsichten zu Papier gebracht hatte, sondern hochgestochenen Unfug. Die Medizin schmeckte sehr bitter, aber wohl dem, der einen Freund findet, der sie verabreicht. Im Übrigen war Buchheim damals auf dem Weg, Katholik zu werden, und da er mich daran teilhaben ließ, gewöhnte er mir unmerklich die Attitüde des unchristlichen und kirchenfeindlichen Spötters ab – ein Produkt des antichristlichen Klimas an den Oberschulen des Dritten Reichs und einer etwas überhitzten Beschäftigung mit Goethe in den ersten Nachkriegsjahren. Buchheim handelte dabei im Bunde mit meiner späteren Frau – das war eine jener in der Geschichte nicht seltenen Allianzen, deren Partner nichts voneinander wissen.

Ich muss aber auch Heinz Förster erwähnen, der von 1951 bis kurz vor dem Umzug in die Leonrodstraße als Verwaltungsleiter und inoffizieller Chef des Hauses fungierte. Als Administrator hatte Förster seine Eigenheiten, die missgünstige Leute wohl als Schwächen bezeichnen würden. Doch dieser Duzfreund unseres Beiratsmitglieds Hellmut Becker und eines der Weizsäcker-Brüder war ein umfassend gebildeter Mann, der es sich angelegen sein ließ, den geistigen und literarischen Horizont eines vom Lande Hereingeschnittenen zu erweitern; und das war weiß Gott nicht überflüssig. Förster war auch mit H. G. Adler befreundet, dem ersten Chronisten von Theresienstadt, der dort selber gewesen war. Durch Adler lernte ich eine mir völlig unbekannt Welt kennen, das deutsche und deutschsprachige Judentum. Hans Rothfels, damals der große Mann des Instituts, war dazu nicht fähig, da er, trotz rein jüdischer Herkunft, kein Jude war, sondern Preuße.

Martin Broszat wiederum, der mich seit 1956 sehr gut kannte, brachte mich mit List und Tücke dazu, nach Gutachten, Vorträgen und Aufsätzen doch tatsächlich ein ausgewachsenes Buch zu schreiben. Von besonderer Art hingegen war die Lektion, die mir Anton Hoch erteilte, unser Archivar. Dienstlich hatte ich mit ihm wenig zu tun, aber wir tranken oft ein Bierchen zusammen, und mehrmals waren wir dienstlich wochenlang gemeinsam in Prag. Hoch war der einzige in der Mannschaft des Instituts, der doch wirklich und wahrhaftig vom Nationalsozialismus überzeugt gewesen war. In Eger aufgewachsen, hatte er dem sogenannten Auf-

bruchkreis angehört, einer Gruppe junger, temperamentvoller und radikaler sudetendeutscher Anhänger des Nationalsozialismus. Die Jahre, die er als Nachrichtenoffizier – was nichts mit Geheimdiensten zu tun hat – in hohen Stäben des Heeres verbrachte, hatten schon manches abgeschliffen, doch war es nun faszinierend zu verfolgen, wie die Beschäftigung mit Quellen, das Klima des Hauses und der Austausch mit den Kollegen ein NS-Element nach dem anderen abschmolz.

Bereits 1958 war Anton Hoch so weit, dass er das vom Institut veröffentlichte Buch Boris Čelovskýs über das Münchener Abkommen gegen die wütende Kritik sudetendeutscher Freunde mannhaft verteidigte, und einige Zeit später war er es, der mit einer bemerkenswerten Studie Klarheit in den Fall Georg Elser brachte, des Attentäters vom 9. November 1939, eines bis dahin unbesungenen Heroen des Widerstands gegen Hitler. Die Lehre daraus lautet: In vielen Fällen ist es durchaus unzulässig, von personeller Kontinuität einfach auf ideologische und politische Kontinuitäten zu schließen.

Die größte erzieherische Wirkung ergab sich aber wohl daraus, dass das Institut in den beiden ersten Jahrzehnten seiner Existenz ein Ort der permanenten internen Debatten war, in die ich sofort einbezogen wurde. Die meisten ausgehenden Gutachten sind dabei besprochen worden, ebenso Vortrags- oder Aufsatzmanuskripte. Bücher, die erschienen, sind ausgiebig diskutiert worden, von Ernst von Salomons „Fragebogen“ über Wolfgang Fritz Haugs Schrift „Der hilflose Antifaschismus“ bis zu Karl Dietrich Brachers monumentalem Opus „Die Auflösung der Weimarer Republik“, das uns ja schon 1955 in Erstaunen setzte – noch von heute gesehen eine kaum glaubliche Leistung.

Auch die großen politischen Streitfragen der Zeit führten zu internen Kontroversen, oft recht bewegt. Es trug zur Lebendigkeit des Streits bei, dass die politischen Positionen der Mitarbeiter höchst unterschiedlich waren. Da war der Katholik Buchheim und der protestantische Liberalkonservative Krausnick, der cum grano salis nationalliberale Thilo Vogelsang und Martin Broszat, der im ersten Jahrzehnt seines Wirkens im Institut dezidiert linke Ansichten verfocht. Mit ihm habe ich manche Nacht über Adenauers Westpolitik und die Wiederbewaffnung heftig gestritten – ich war natürlich dafür. Aber selbst persönlich-private Meinungen behielt man nicht für sich. So ist es nicht als sonderlich exzentrisch empfunden worden, dass Hans Buchheim eines Tages die ganze Belegschaft im Zimmer des Chefs zusammentrommelte, um ihr Schallplatten vorzuspielen; er hatte gerade Harry Belafonte entdeckt und wollte uns teilhaben lassen. Tagelang grüßten wir vormittags nicht mit „Guten Morgen“ oder „Grüß Gott“, sondern mit „Day O“.

Selbstverständlich konnte es diese Intimität nur geben, weil das Institut noch klein war, wie klein, ist heute nicht mehr recht vorstellbar. Ein Vorgang, der mich persönlich betraf, spricht Bände. Als ich ans Institut kam – zugegeben am Tiefpunkt der Personalkrise – prunkte das Haus, neben den Leitern von Archiv und Bibliothek, Anton Hoch und Thilo Vogelsang, mit sage und schreibe zwei wissenschaftlichen Mitarbeitern: Helmut Krausnick und Hans Buchheim. Nun wollte im Frühjahr 1953 die Bundeszentrale für Heimatdienst (später für politische Bildung) zum 15. Jahrestag der „Reichskristallnacht“ vom Institut eine Studie über

jenen Ausbruch antisemitischer Gewalt, die wissenschaftlich fundiert klären sollte, was und warum im November 1938 eigentlich geschehen war; die Untersuchung war zur Veröffentlichung als Beilage zum *Parlament* bestimmt. Krausnick akzeptierte hoch erfreut, zumal das Institut gerade einen Stapel Anklageschriften und Urteilsbegründungen aus Verfahren erworben hatte, die von der deutschen Justiz gegen Beteiligte am Pogrom geführt worden waren: wegen Haus- und Landfriedensbruchs, wegen Brandstiftung, Körperverletzung und Mords. Da es sich um Gewaltakte von Deutschen gegen Deutsche handelte, durfte ja die deutsche Justiz tätig werden. Die Quellenlage war also gut, doch saßen Krausnick und Buchheim alsbald da, kratzten sich hinter den Ohren und fragten sich, wer denn eigentlich die Arbeit machen sollte. Sie selbst waren überlastet, und die beiden Stammesherzöge, wie Förster Archivar und Bibliothekar zu nennen pflegte, wiesen es weit von sich, zusätzliche Aufgaben zu übernehmen. Der Bundeszentrale zu gestehen, dass man nicht in der Lage sei, eine solche Studie zu produzieren, war eine schreckliche Vorstellung, außerdem hatte man schon einen für damalige Verhältnisse ordentlichen Vorschuss bekommen. In ihrer Ratlosigkeit verfielen sie auf den Gedanken, mit einer Arbeit, die für das Prestige des noch jungen Instituts nicht ganz unwichtig sein musste, die eben erst eingestellte studentische Hilfskraft zu beauftragen. Zweifellos wohnte Bängnis in ihren Herzen. Nun, die Studie erschien, und die Bundeszentrale brachte sie auch als selbstständige Broschüre heraus, die bis Ende der 1950er Jahre, also in einer Zeit, in der, wie wir alle wissen, die Deutschen jeden Gedanken an das Dritte Reich verdrängten, sechs Auflagen erlebte – und was für Auflagen! Paul Kluge, der seit Herbst 1953 das Institut leitete, zitierte mich und überreichte mir mit großer Geste 300 DM. Ich kam mir als reicher Mann vor und steuerte die nächste Buchhandlung an.

Die Intimität war aber auch der Entwicklung jedes einzelnen Mitarbeiters und damit des Hauses außerordentlich förderlich. Wir waren ja alle Kinder einer besonderen Zeit. Jeder Historiker, der sich mit Zeitgeschichte beschäftigt, hat in seinem Inneren, ob er nun Thukydides heißt oder Heinrich August Winkler, einen naturgegebenen Konflikt auszutragen – den Konflikt zwischen Zeitzeuge und Wissenschaftler. Wir hatten aber den Abschnitt unseres Lebens, den wir nun in Geschichte verwandeln und als solche erforschen sollten, besonders intensiv erfahren. Von Hellmuth Auerbach abgesehen, meinem Genossen als studentische Hilfskraft, hatten wir alle noch Uniform angehabt, und, Krausnick ausgenommen, alle leichtere bis schwerere Verwundungen davongetragen. Und selbst Krausnick war noch 1944, was immer wieder Anlass zu mehr oder weniger geist- und geschmackvollen Witzen gab, bei den Fallschirmjägern gelandet, und wenn nicht zwei vielerfahrene Feldwebel den unbeholfenen Gelehrten unter ihre Fittiche genommen hätten, wäre er wohl nicht mehr aus Italien nach Deutschland zurückgekommen. Vor allem aber hatten wir selbst erlebte Zeit zu historisieren, die nicht Vor- oder Zwischenstufe einer irgendwelchen Höhepunkten zulaufenden Entwicklung gewesen war, sondern Teil einer beispiellosen Katastrophe. Aus beiden Gründen musste der Sieg des Forschers über den Zeitzeugen in uns spezielle Schwierigkeiten bieten und spezielle Anstrengungen erfordern. Dabei war es naturgemäß hilfreich, dass wir im Institut im ständigen Austausch mitein-

ander lebten und arbeiteten, mit Kollegen ähnlicher Erfahrungen und ähnlicher Probleme.

Doch nun genug des Gemurmels aus grauer Vorzeit. Ich habe allerdings den Verdacht, dass auf das Institut Aufgaben zukommen, die eine gewisse Ähnlichkeit mit denen seiner Frühzeit haben. Ich habe natürlich Ihr *Spiegel*-Gespräch gelesen, lieber Herr Wirsching,¹ und bin ganz Ihrer Meinung: Aus allen möglichen Löchern kommen wieder Leute gekrochen, die offensichtlich entschlossen sind, unser Land erneut ins Unglück zu stürzen, nicht ins gleiche Unheil wie 1933, aber in ähnlich gefährliche Krisen. Und diese Leute finden allmählich Anhänger. Wer hätte gedacht, dass es nach unseren historischen Erfahrungen noch und wieder Deutsche gibt, die so br...dumm sind, wie wir in Schwaben sagen, dass sie jenen Leuten tatsächlich zuhören und folgen. Aber es gibt sie. Das scheint mir zu bedeuten, dass wir vor Auseinandersetzungen stehen, in denen nicht zuletzt Geschichtsklitterungen als scharfe Waffen verwendet werden. Es wird also Schlachtfelder geben, auf denen das Institut eine wichtige Rolle zu spielen hat. Ich habe keine Zweifel, dass es diese Rolle gut und am Ende erfolgreich spielen wird. In diesem Sinne: Das Institut für Zeitgeschichte – *vivas, floreas, crescas!*

¹ Vgl. Der Spiegel vom 15.9.2018: „Die Wertschätzung ist weg“.